

7. Ostersonntag: Die Apostel, im Gebet vereint

Lesung: Apg 1,12-14

Evangelium: Joh 17,1-11a

Ein recht beschauliches Bild zeichnet Lukas in der heutigen Lesung: Die Apostel mit den Frauen und Maria verharren einmütig im Gebet. Die meisten von uns werden wohl ein Gemälde kennen, auf dem diese Szene dargestellt ist. In der Regel strahlt es Ruhe und Besinnung aus und bezeugt eine ungetrübte Eintracht der dargestellten Personen.

Das ist erstaunlich.

Denn wir müssen uns vor Augen halten, wer da miteinander betet. Wenn wir näher hinschauen, entdecken wir vielleicht auch ein wenig von uns selber in diesem Kreis:

Als erster wird Petrus genannt.

Eigentlich heißt er Simon, aber Jesus hat ihm den Titel „Kephas“ gegeben, was auf griechisch „Petrus“, auf deutsch „Fels“ heißt und angekündigt, dass er auf diesen Felsen seine Kirche bauen will.

Aber wenn schon ein Fels, dann einer, der leicht zu drehen ist: Erst verspricht er, mit Jesus zu sterben, und dann, am Ölberg, schläft er ein. Aufgewacht, geht er, für die Sache Jesu kämpfend, mit dem Schwert auf den Knecht des Hohen Priesters los, wenige Stunden später leugnet er, ihn überhaupt zu kennen.

Schnell begeistert ist er, dieser Petrus, möchte sofort übers Wasser auf Jesus zugehen, und ist dann genauso schnell voller Angst, als es nicht so geht, wie er sich das vorgestellt hat.

An einem Tag hält er Mahlgemeinschaft mit den Heidenchristen, und als am nächsten Tag Judenchristen zu ihm kommen, ist ihm das peinlich und er möchte davon am liebsten nichts mehr wissen.

Als Jesus einmal andere Vorstellungen darüber entwickelt, was der Messias zu tun habe, da nimmt ihn Petrus zur Seite, um ihm eine kleine Belehrung über taktisches Verhalten zu geben – und wird als Dank für seine Umsicht mit dem Titel „Satan“ bedacht.

Ja, so ist er, dieser Petrus, kurzum – ich hoffe, sie nehmen mir das nicht krumm – ein Mensch so wie du und ich. Und auf solche Menschen will Jesus seine Kirche bauen.

In einem Atemzug mit Petrus wird **Johannes** genannt, dabei sind sie doch so verschieden:

Der Autor des 4. Evangeliums hat wie kein anderer das Wesen und die Botschaft Christi denkerisch und meditativ durchdrungen. In großen Bögen kreist er, der Adler, die heilsgeschichtliche Bedeutung Jesu ein, wird nicht müde, uns auf das Kerngebot der Liebe zu verweisen und legt in seinem Evangelium in schönen und tief durchdachten Bildern dar, wie sehr sich Gott uns Menschen zuwendet.

Ein Schöngest, ein meditativer Charakter, Meister der Sprache und mit einem unüberschaubaren Repertoire an archetypischen Bildern, wovon seine Offenbarung zeugt.

Johannes ist mit Petrus und Jakobus immer dabei, wenn etwas Wichtiges geschieht: Auf dem Berg der Verklärung, bei der Auferweckung der Tochter des Jairus, am Ölberg. Aber als einziger von den dreien ist er dem Herrn auch unters Kreuz gefolgt. Ihm hat Jesus seine Mutter anvertraut.

Jakobus, sein älterer Bruder, wie er gelernter Fischer, der dritte in der Gruppe, die später „Die drei Säulen“ genannt wird.

Leicht zu raten, welche Art von Temperament ihnen den Spitznamen „Donnersöhne“ eingebracht hat. Jedenfalls ist Jakobus einer, der für „Recht und Ordnung“ eintritt, und als ein samaritisches Dorf Jesus nicht aufnimmt, stimmt er dafür, Feuer vom Himmel regnen zu lassen, das sie vernichtet. Aber das, wovon Jakobus überzeugt ist, dazu steht er auch. Und so ist er der erste von den Aposteln, der an Ostern 44 mit seinem Leben Zeugnis für die Botschaft Jesu ablegt.

Andreas, der vierte Apostel in der betenden Gemeinschaft, ist zwar der Bruder des Simon Petrus, aber vom Wesen her viel mehr dem Johannes ähnlich. Wie dieser, ein Suchender, hoffte er zunächst bei Johannes dem Täufer die Erfüllung seiner Sehnsucht zu finden. Der verwies ihn dann auf Jesus.

Andreas scheint einer zu sein, der mit Menschen umgehen kann. Bei der Brotvermehrung führt er den Jungen zu Jesus, in Jerusalem verschafft er Heiden eine Audienz beim Meister.

Geradezu gegensätzlich wieder das nächste Paar unter den Betern: Philippus und Thomas:

Philippus kommt, wie Andreas und Petrus, aus Betsaida und trägt, wenn er in den Evangelien auftritt, manchmal fast naive Züge. Sein Wunsch an Jesus ist: „Zeige uns den Vater; das genügt uns“.

Wie weit ist er doch von Thomas entfernt, den wir alle als den Zweifler kennen. Einer, dem man nichts weiß machen kann, ein Skeptiker durch und durch, bisweilen gar trockener Zyniker. Etwa, wenn er beim Aufbruch nach Betanien kommentiert: „Kommt, lasst uns gehen und mit ihm sterben.“ Er ist es, der auch nicht an die Auferstehung glauben will, solange keine „handfesten Beweise“ vorliegen. Ihm verdanken wir aber auch eines unserer schönsten Gebete: „Mein Herr und mein Gott!“

Was den nächsten in der Beterschar, Bartholomäus, vielleicht von Thomas unterscheidet, ist sein Humor: Als Philippus über seine erste Begegnung mit Jesus ins Schwärmen kommt, bremst ihn Bartholomäus mit der scherzhaften Bemerkung: „Aus Nazareth? Kann denn aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ Jesus jedenfalls scheint seine Art zu mögen, denn er nennt ihn „einen echten Israeliten, einen Mann ohne Falschheit“.

Wie ganz anders sein Nachbar, Matthäus, der vor seiner Berufung als Zöllner im Dienst der Römer gearbeitet und so sein Volk und seinen Glauben verraten hatte. Er weiß, was es heißt, hinter dem Geld her zu rennen. Er weiß auch, wie einsam man davon werden kann, wie leicht man seine Seele verkauft. Und darum weiß er auch, wie groß die Gnade ist, die uns in Christus immer wieder eine Möglichkeit zur Umkehr anbietet.

Und da sind dann noch die stillen im Lande, wie Judas, der Sohn des Jakobus oder Jakobus, der Sohn des Alphäus und – wiederum im Gegensatz zu ihnen – Simon, der Zelot: Ein Eiferer, Nationalist, einer der gegen die Besatzungsmacht der Römer für einen eigenen Gottesstaat einzutreten und wohl auch zu kämpfen bereit ist.

Sie alle verharren einmütig im Gebet.
Für mich ist das ein Idealbild unserer Kirche.

Die ganze Bandbreite menschlichen Fühlens und Denkens. Von ganz links bis ganz rechts, von naiv vertrauend bis abgrundtief in Zweifel verstrickt, von still und unscheinbar bis progressiv kämpferisch, von geradlinig bis wechselhaft, vom aufrechten Israeliten bis zum bekehrten Sünder.

Alle haben ihren Platz, alle finden sich zusammen im Gebet. Das, was sie verbindet, ist offensichtlich viel größer als das, was sie trennt (und das will etwas heißen!)

Hinter den Namen stecken Menschen, Menschen mit Fehlern und Eigenarten, Typen wie du und ich. Jesus hat sie so gerufen wie sie sind, und sie haben sich so Jesus hingehalten – in der lebendigen Begegnung und im Gebet.

Dabei haben sie auch den anderen neben sich gelten lassen, selbst wenn er ziemlich anders war. Und Gott hat aus ihnen etwas gemacht, einige Tage später. Da hat sie sein Geist in den Dienst genommen.

Was aus dieser kleinen Gruppe, diesem bunten Haufen geworden ist, brauche ich ihnen nicht zu erzählen, denn schließlich sind sie im Glauben unsere Urahnen.

Jeder durfte sein wie er ist, und aus allen ist, von Gottes Gnade geführt, etwas geworden.
Es gibt keinen, den Gott nicht brauchen könnte.